

Was sich hinter der Fassade verbirgt

Kunst Lena Eriksson führt in ihren Zeichnungen Räume zusammen. Nun bespielt sie die Aussenwand des Kunstmuseums Baselland.

Annette Hoffmann

Eigentlich mag Lena Eriksson Hunde gar nicht. Dennoch nehmen sie in ihrem Werk viel Raum ein, derzeit geradezu einen zentralen, da sie als Scharnier verschiedener Bildwelten fungieren. Entdeckt hat sie Eriksson, die trotz ihres schwedischen Namens 1971 in Visp geboren wurde, oft im Süden, wo streunende Tiere sich tagsüber irgendwo am Strassenrand zusammenrollen, um zu schlafen. Nachts bilden sie dann Rudel. Manche Hunde gehören aber auch Freunden.

In Erikssons Zeichnungen, die genau genommen Collagen sind, benehmen sie sich ein bisschen wie im richtigen Leben, sie haben offensichtlich ein Gespräch für den wichtigsten Platz im Raum und besetzen die Mitte.

Die Zeichnung, die nun bis Ende Jahr an der Fassade des Kunsthauses Baselland zu sehen sein wird, ist auch ein Blatt des von Stephan Witmer konzipierten «97 Independent Art Magazine». Es ist eine lose Sammlung, sodass schlägt man die Seiten um, sich ein grotesk-skurrielles Cadavre exquis aus zusammengewürfelten Hundeliebhabern ergibt.

Gotthardpass und Madonna
Auf ihrer Zeichnung «Tag und Nacht freihalten» sind es gleich zwei Tiere, die sich vom Betrachter abgewandt haben, ein violetter Farbkleck mit einem schwarzen Rand berührt den Hintern des einen Tieres. Darüber legt ein Mann in Taschkent eine Blache aus, die aus unendlich vielen Linien zusammengesetzt ist, die sich auch manchmal stauen, dort sind kleine Knicks entstanden. Während diese Szene kopfsticht,



«Tag und Nacht freihalten» – das neue Jahresausstellungsprojekt des Kunsthauses Baselland. Foto: Gina Folly

Die Zeichnungen suggerieren, die Künstlerin hätte alle Zeit der Welt.

muss man beim unteren Motiv nicht umdenken. Es zeigt den Gotthardpass mit der betenden Madonna. Links von ihr hat sich ein Imbiss niedergelassen, der Bratwurst und Cervelat verkauft mit Brot und Senf – aber diese weisse Aufschrift auf dem roten Plakat verdecken die beiden Verkäufer.

So wie er sich uns präsentiert, wirkt er wie ein Nicht-Ort von Marc Augé, auch wenn der Pass mit vielen Erzählungen und Mythen aufgeladen ist. Das Wetter scheint diesen Zwischenzustand noch zu spiegeln, während die beiden Verkäufer dick eingemummelt sind, steht ihr Kunde in Flip-Flops und kurzer Hose vor ihnen, da es windig ist, hat er eine Decke umgeworfen.

Lena Erikssons Arbeiten gehen Schnappschüsse mit der Kamera voraus, gezeichnet wird am Computer, der Ausdruck dann teilweise koloriert. Die Zeichnungen suggerieren, die Künstlerin hätte alle Zeit der Welt. Ein Blick auf die Menschen und die Strassenszenen, und man denkt sofort, sie müsste monatelang reisen oder flanieren durch die Städte. Welt gefehlt, mehr als zwei Wochen sind es selten, und auch sie hat es meist eher eilig. Erst beim Zeichnen werde sie zum Flaneur, sagt sie.

Detailliert ist bereits, wie sie Volumen erzeugt. Selbst ihre

Kleidung ist an diesem Tag durch Linien geprägt, das Gewirr einer Zeichnung auf dem Shirt und weisse vertikale auf der schwarzen Hose.

Dass man ihr unbewusst so viel Zeit zugesteht, mag auch damit zusammenhängen, dass das Zeichnen geradezu atavisch wirkt. Selbst dann, wenn es am Computer geschieht. Medien verändern man beim unteren Motiv Jahre hatte sie aufgehört, Videos zu machen – obwohl ihr verspielter Humor dort sogar noch offensichtlich wirkt, die Technik hatte sie eingeholt.

Der Austausch als Kern

Mittlerweile kann sie es sich wieder vorstellen, auch bewegte Bilder zu produzieren, selbst als Geschichtenerzählerin vorzukommen und nicht hinter den Szenen ihrer Zeichnungen zurückzutreten, erzählt sie. Die Collage, die ja eher ein Schnitt ist, der drei Bildebenen miteinander verbindet, und das Magazin, dessen Blätter man vor sich ausbreiten kann, geben bereits in diese Richtung.

Wenn ihre Zeichnungen verschiedene Orte zusammenführen, so ist das exemplarisch für ein Werk, das auf dem Austausch beruht. Seit sie in den 1990er Jahren nach Basel gekommen ist, dockt sie sich an. Als sie mehrere Jahre im St.-Johann-Quartier den Off-Space LoDyPop führte, liefen im Schaufenster nicht nur Videos, ganz selbstverständlich wurde auch bewirtet. Und seit 2011 schicken sich Lena Eriksson und die indische Künstlerin Varsha Nair zwischen Basel und Bangkok jeden Montag einander korrespondierende Fotos. Als kürzeste Verbindung zwischen Kontinenten.

Die alten Songs tun es auch

Pop und Corona Noch hat die Corona-Krise keine eigene Hymne. Als Ersatz dafür dienen Songs aus den Annalen der Musikgeschichte.

Sie meinen es nur gut mit uns: die vielen Musikgrößen, die ihr weltweites Publikum über Facebook, Instagram und Youtube mit Heimkonzerten beglücken wollen. Dazu gehören beispielsweise Robbie Williams und Chris Martin von Coldplay, die sich herrlich unbeholfen durch kurze Unplugged-Sets manövrieren. Auch der Basler Pink Peduzzi spielt vor seiner Hausfront abendliche Kleinkonzerte, anderen Musikern ist dieser Trend aber zuwider. Mitte März musste der englische Singer-Songwriter James Blunt seine Europa-Tournee wegen des bevorstehenden Shutdowns abbrechen, trotz der behördlich verordneten Bühnenausschaltung wollte er keine Mini-konzerte im Internet geben, «ich tue euch einen Gefallen, wenn ich darauf verzichte», vermeldete er über Twitter.

Bono von der irischen Stadionband U2 ist einer der ersten Musiker, die sich mit einem eigenen Corona-Song gemeldet haben. Zu «Let Your Love Be Known» hatten ihn die in ihren Wohnungen und Häusern gestrandeten Italiener und Italienerinnen inspiriert, die einander von ihren Balkonen und Dächern

aus zungen. Er soll das Lied schnell am Klavier geschrieben und gleich bei Instagram hochgeladen haben. Bono hätte sich besser mehr Zeit für die Feinarbeit genommen: «Let Your Love Be Known» klingt Bonos ganzer Ergriffenheit zum Trotz nach einer Reflexhandlung – ohne Reflektion.

Ein Song muss nicht tagesaktuell sein, um krisenrelevant zu wirken. Von David Bowie, dem Hofbarden der Apokalypse, stammen gleich mehrere Songs über den Weltuntergang, dazu gehören «Panic in Detroit» und

«Diamond Dogs». «Five Years» (1972), eine Mischung aus Chan-son-Pathos und Doo-wop-Nostalgie, ragt aus diesem endzeitlichen Kanon heraus.

In kleinen Vignetten dokumentiert Bowie den gesellschaftlichen Zerfall im Angesicht einer unausweichlichen Apokalypse – und erkennt dabei, wie viele Menschen er doch braucht, um selber Mensch zu sein. Eine Erkenntnis, die in der Solidarität in Zeiten von Corona ihren Widerhall findet.

Der ideologische Faupaux

Bei «London Calling» aus dem Jahr 1979 blickt die Londoner Punkband The Clash missmutig in die Zukunft – zu Recht: Wenige Monate vor der Erscheinung dieser Single war es im Reaktorpark Three Mile Island im US-Bundesstaat New Jersey beinahe zur Kernschmelze gekommen. Gleichzeitig bauten Nato und Warschauer Pakt ihre Nukleararsenale weiter aus. Die Clash verstanden es, ihren tiefen Pessimismus fessend zu kaschieren: Unter Joe Strummers barschem Leadgesang hämmern Gitarren, Bass und Schlagzeug mit der Intensität einer Artillerieoffensive.

1980 meldete sich auch Kate Bush zum Thema der atomaren Vernichtung. In «Breathing» stürzt sich die junge Singer-Songwriterin in die Rolle eines Fötus, der die verwehete Luft fürchtet, die er nach seiner Geburt einatmen wird. Der als Ballade verpackte Protestsong ist beklemmend und sinnlich zugleich: Bush lenkt das Bewusstsein ihrer Zuhörer auf die eigene Atmung und macht ihnen so das grosse Privileg bewusst, saubere Luft atmen zu dürfen.

Auch «Ghost Town», der letzte Hit der Ska-Band The Specials, wirkt heute gespenstisch aktuell: 1981 stellten die Musiker ihren Heimatort Coventry, einst eine Bastion der englischen Autoindustrie, als Geisterstadt dar. Mit «Ghost Town» wollten The Specials den Niedergang der Wirtschaftsmacht Grossbritannien und die damit einhergehende Massenarbeitslosigkeit beklagen. Die menschenleeren Strassen mit den vielen geschlossenen Läden und Pubs im begleitenden Videoclip könnten einer TV-Reportage über den Corona-Lockdown entnommen sein. Mit ihrer Mischung aus einflussreichen Reggae-Rhythmen und atonal ange-

hauchten Melodiefetzen liefern The Specials 1981 den Soundtrack dazu. Nicht weniger aktuell wirkt Prince auf «Sign O' The Times». In diesem minimalistisch arrangierten Popsong kombiniert er eine wackelige Funkgitarre mit hüpfenden Maschinen-Beats zu einem Schnappschuss des Erscheinungsjahres 1987. Im Songtext beherrschen Jugendgangs und religiöse Wirkkräfte die Strassen der Städte, in ihren Venen kreist das HI-Virus, gegen das es Mitte der 1980er-Jahre kein Antidot gab.

Von Zeitfragen abgekehrt

Nach «Sign O' The Times» wirkte Prince nie wieder so politisch. Allgemein kehrte sich die Popkultur in den 90er-Jahren von den ganz grossen Zeitfragen ab. Nach der Jahrtausendwende zwangen sinkende Tonträgerumsätze die Musiker und Musikerinnen, sich als brands neu zu erfinden, über die sich allerlei branchenfremde Produkte verkaufen liessen.

Sogar The Clash, einst bekennende Antikapitalisten, gaben «London Calling» für einen Werbespot der Automarke Jaguar her. Der ideologische Faupaux ist na-

türlich längst verziehen, und «London Calling» hat dadurch nichts von seiner verzweifelten Energie eingebüsst.

Es stimmt nachdenklich, dass man vierzig Jahre zurückschauen muss, um passende Soundtracks zur heutigen Krise zu finden. In dieses Vakuum hinein lanciert Bob Dylan seinen ersten neuen Song in acht Jahren. Das siebzehn Minuten lange Lied «Murder Most Foul» handelt von der Ermordung John F. Kennedys im Jahr 1963. Dylan nimmt zum Attempent wechselnde Perspektiven ein. Mal begleitet er den sterbenden Präsidenten beim Übertritt ins Jenseits, mal versucht er, sich dem Chaos zu entziehen, den Kennedys Tod nach sich zieht.

Auch wenn die Thematik eine alte ist: Mit «Murder Most Foul» beschwört Dylan Gefühle von Verlust und Verlorenheit, die zeitgenössischer nicht sein könnten. Dass er sein Publikum mit seiner kaputten Stimme auch nicht wie in vergangenen Jahren foltert, tut das Übrige, um «Murder Most Foul» zu empfehlen. Der Foltermeister klingt so tröstlich wie seit Jahrzehnten nicht mehr.

Nick Joyce

Ein Song muss nicht tagesaktuell sein, um krisenrelevant zu wirken.